

SCHWEIZ

DIE ZEIT: Herr Landolt, jede Woche verschicken wir aus dem Schweizer Büro der ZEIT einen Newsletter. Er heißt «Grüezi! ... and hello world!», doch das Wort »Grüezi« verärgert manche so sehr, dass sie den Newsletter wieder abbestellen. Kürzlich hat uns ein Leser geschrieben: «Ihr Grüezi geht mir auf die Nerven!»

Christoph Landolt: (lacht schallend)

ZEIT: Was ist los mit diesem Wort »Grüezi«?

Landolt: Ich gehe davon aus, dass dieser Leser an einem Ort wohnt, wo man nicht »Grüezi« sagt: In der Innerschweiz oder in Basel, da sagt man »Gue-te Tag«, etwas weiter westlich heißt es »Grüeszech«. In den unterschiedlichen Ausdrucksweisen wird ein Ost-West-Gegensatz deutlich. Ich kann mir also vorstellen, dass sich Ihr Leser durch Ihr »Grüezi« von Zürich vereinnahmt fühlt.

ZEIT: Obwohl es doch auch andere Gegenden gibt, in denen das »Grüezi« geläufig ist?

Landolt: Zürich ist halt die große, dominante Stadt. Da denkt man nicht daran, dass man tagsüber auch im Thurgau, in Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell und Glarus »Grüezi« sagt. Wortschichtlich heißen »Grüezi« und »Grüesech« übrigens dasselbe: Gott grüße euch. Im Lauf der Zeit wurde »Gott« weggelassen, und das hintangestellte »euch« hat sich im Westen der Schweiz zum »ech« verwachsen, während es in den östlichen Mundarten zum »i« wurde. Eben: »Grüezi«.

ZEIT: Unser Newsletter richtet sich auch an Expats in der Schweiz, weshalb wir hinter das »Grüezi« ein »and hello world!« stellen. Wie erklären Sie sich, dass wir dafür noch keine einzige böse Mail erhalten haben?

Landolt: Das erstaunt mich. Viele Leute reagieren allergisch auf englische Begriffe, die sich in unsere Sprache einschießen. In Ihrem Fall scheint die Empfindlichkeit für das Schweizerdeutsche aber größer zu sein. Vielleicht, weil es hier um die eigene Sprache geht und damit um etwas sehr Persönliches? Kommt hinzu: »Grüezi« oder auch »Grüesech« ist das schweizerdeutsche Schibboleth par excellence.

ZEIT: Das heißt?

Landolt: Es gibt vermutlich kein anderes Wort, das die sprachliche Besonderheit der Schweiz derart zum Ausdruck bringt und mit dem wir uns – ganz wichtig! – von den Deutschen unterscheiden können. Vielleicht ist das auch der Grund, warum es viele nicht ausstehen können, wenn Deutsche »Grüezi« sagen. Das wird als sprachliche Verhunzung empfunden. Bei anderen solchen Markenwörtern, die für das Land stehen, sind wir weniger empfindlich: Beim »Chuchichäschtli« oder dem »Bütschg«.

ZEIT: Sie meinen das Kerngehäuse eines Apfels oder einer Birne?

Landolt: Genau! »Bütschg«, »Gürbsi«, »Gröib-schi« und wie sie sonst noch heißen. Manche Leute stürzen sich regelrecht auf diese Wörter und bringen so zum Ausdruck, dass sie ganz anders sprechen als die Deutschen – auch wenn sie längst einen ganz ausgewaschenen Dialekt haben. Da muss ich dann schmunzeln.

ZEIT: Warum?

Landolt: Weil sie im nächsten Satz »Rahm« sagen statt »Nidele«. Aber am »Bütschg« beißt man sich dann fest!

ZEIT: Ich werde manchmal gerüffelt, wenn ich »Frühstück« sage statt »Zmorge«.

Landolt: (lacht) Zu Recht! Der schweizerdeutsche Wortschatz ist in den vergangenen 150 Jahren stark vom Hochdeutschen beeinflusst worden. Gibt es zwei Begriffe, setzt sich meist jener durch, den man in Deutschland kennt. Es gibt immer weniger Wörter, die genuin Schweizerdeutsch sind. Jetzt trifft es auch noch das »Zmorge«!

ZEIT: Lässt sich diese Verarmung messen?

Landolt: Ich habe letztthin eine Liste gemacht mit allen Wörtern, die »hinken« bedeuten, es sind etwa ein Dutzend. Aber jemanden zu finden, der noch »chniempe«, »häägge«, »himpe«, »hinke«, »hoppe«, »hücke«, »hiäge«, »hülpe«, »hupfe«, »stüle«, »zül-pe« sagt, dürfte schwierig sein. »Werfen« ist auch so ein Wort: In Zürich hört ich kaum mehr, dass jemand »rüere« sagt. Wobei: Dieser Fall ist etwas komplizierter, in der Ostschweiz und im Alpenraum ist »werfen« seit alters verbreitet.

ZEIT: Wie ist es mit der »Butter«?

Landolt: Etwa drei Viertel der Deutschschweiz würde traditionellerweise »Anke« sagen und nicht »Butter«, und in der Ostschweiz sagt man »Schmalz«. Aber wenn man heute einkaufen geht, steht am Regal »Butter«, also kauft man Butter.

ZEIT: Meine Großmutter, sie hatte Jahrgang 1906, hat immer »Butter« gesagt.

Landolt: Das ist ziemlich modern, »Butter« ist in der Schweiz nicht bodenständig.

ZEIT: Stört es Sie, dass der althergebrachte Wortschatz kleiner wird?

Landolt: Oh, ja! Auch wenn ich als Wissenschaftler streng genommen sagen müsste, Sprache habe einen einzigen Zweck: Kommunikation. Und die funktioniert nur dann, wenn mich die andere Person versteht. Folglich ist es ein großer Vorteil, wenn ich Wörter verwende, die wir beide verstehen.

ZEIT: Aber?

Landolt: Mich fasziniert und beglückt die enorme Vielfalt, die sich im selben, deutschen und überhaupt germanischen Sprachraum über die Jahrhunderte entwickelt hat. Das ist ein kultureller Reichtum. Wenn ich beobachte, dass alles nach schriftdeutschem Muster vereinheitlicht und equalisiert wird, finde ich das Resultat auch als Sprachwissenschaftler langweilig. Eine Welt, in der alle

eines Tages »Pfütze« sagen und niemand mehr weiß, was ein »Gumpe«, eine »Glunge«, eine »Gille«, eine »Butze« oder eine »Gudle« ist, diese Welt ist für mich nicht mehr so interessant!

ZEIT: Ist es für Sie denkbar, dass sich der Trend umkehrt und man sich wieder auf alte Wörter besinnt? Etwa weil man die eigene Identität stärken oder sich von den anderen abgrenzen will?

Landolt: Eine Trendumkehr wird es nicht geben, aber es gibt Einzelfälle wie das »Gspäändli«, das im

Christoph Landolt (59) hat seinen Traumjob bereits als Student gefunden: 1991 begann er als wissenschaftliche Hilfskraft für das Idiotikon zu arbeiten; 1997 wurde er Redaktor, 2022 Chefredaktor

suche verzweifelt, meinen Nichten und Neffen eine gute Mundart beizubringen. Die Erfolge halten sich in Grenzen. (lacht)

ZEIT: Wie machen Sie das?

Landolt: Es ist simpel: Man muss es vorleben und die Wörter, die man bewahren möchte, verwenden. Und ich muss mich auch nicht allzu sehr beklagen, in meiner Familie wird manches gepflegt: Es ist klar, dass wir »Anke« sagen oder »Binätsch«.

ZEIT: »Binätsch«?

besondere Weise verbunden, sie sind so etwas wie meine wissenschaftlichen Ahnen. Über die meisten von ihnen habe ich Einträge auf Wikipedia geschrieben.

ZEIT: 1862 gründete der Privatgelehrte, Bibliothekar und spätere Initiator der Schweizer Nationalbibliothek Fritz Staub das Idiotikon; er war auch der erste Chefredaktor. Zu Beginn des Projektes rief er die Bevölkerung dazu auf, ihm Texte zu schicken, die ihm helfen würden, den Schweizer Wortschatz einzufangen. Lehrer, Pfarrer und Ärzte, aber auch Bauern und Handwerker beteiligten sich daran. Später kamen die Mundartbellettistik sowie historische Quellen hinzu.

Landolt: Diese Korrespondenzen sind bis heute eine der wichtigsten Quellen, auf die wir uns stützen, wenn wir ein Mundartwort dokumentieren. Um herauszufinden, wann es zum ersten Mal aufgetaucht ist und wie es sich entwickelt hat, ziehen wir auch historische Texte wie Rechtsquellen und Chroniken hinzu. Manche Schriften in unserer Bibliothek sind bis 500 Jahre alt.

ZEIT: Wie gehen Sie mit diesen Schätzen um?

Landolt: Es sind unsere Arbeitswerkzeuge: Wir holen sie aus dem Büchergestell und schlagen dort auf, wo wir etwas suchen. Und manchmal werde ich von Ehrfurcht ergriffen und denke: Dieses Buch hat auch schon mein lexicografischer Vorvorfahren in den Händen gehalten. Das ist ein schönes Gefühl!

ZEIT: In welchen Quellen finden Sie die größten Überraschungen?

Landolt: Um der historischen Mündlichkeit auf die Spur zu kommen, sind Gerichtsprotokolle wunderbare Fundgruben. Da steckt so viel Sprechsprachliches drin! Und es ist absolut verblüffend zu sehen, wie früher geflucht wurde und wie derb die Sprache war! Manches von dem, was heute als Balkanstyle abgetan wird, habe ich in Protokollen aus dem 15. Jahrhundert gefunden.

ZEIT: Haben Sie ein Beispiel?

Landolt: Ich will das nicht im Detail ausführen, aber Sie wissen, was ich meine, wenn ich sage: »Ich **** dini Mueter!« In diesen Akten steht auch, wie man sich Holzscheite »an den Grind gebängelt« oder einem Widersacher einen »Chübel Brunz« über den Kopf geschüttet hat. Wer heute sagt, die Sitten seien am Verluden, dem empfehle ich Gerichtsakten aus dem 15. Jahrhundert zu lesen!

ZEIT: Das Idiotikon ist seit 2008 auch online und frei zugänglich. Wenn man es einmal versteht, die Artikel mit den unzähligen Abkürzungen zu lesen, kann man die Lebensgeschichten von einzelnen Wörtern nachvollziehen: von ihrem ersten Auf-tauchen bis zu ihrem Verschwinden. An welchem Wort arbeiten Sie gerade?

Landolt: Ich habe mich zuletzt ein paar Monate lang mit dem Begriff »Zeine« befasst, also mit dem Wort, das einen geflochtenen Korb meint. Nun sind meine Kollegen daran, meinen Text zu überprüfen und Änderungsvorschläge zu machen.

ZEIT: Sie haben vor 34 Jahren als studentische Hilfskraft beim Idiotikon angefangen zu arbeiten und werden wohl hier pensioniert. Auch viele Ihrer Vorgänger haben Jahrzehntelang hier gearbeitet. Muss man ein besonderer Typ Mensch sein ...

Landolt: (lacht) Ja ...

ZEIT: ... um hier arbeiten zu können?

Landolt: Man muss Freude haben, mit diesen Papierlöffi und Zetteli zu arbeiten, die unser Basismaterial bilden, man muss die Sprache lieben und Lust darauf haben, Dinge zu entdecken, die irgendwo zwischen dem Jahr 1300 und der Gegenwart liegen. Und man muss ein Typ sein, der nicht andauernd eine Abwechslung braucht.

ZEIT: Wie geht es mit dem Idiotikon, das mit Bundes- und Kantongeldern sowie mit Spenden finanziert wird, weiter, wenn es fertig ist? Beginnen Ihre Nachfolger dann wieder von vorne und schreiben, wann in der Schweiz zum ersten Mal jemand das Wort »Auto« benutzt hat?

Landolt: Die Idee, die frühen Bände vollständig zu überarbeiten, hat man inzwischen verworfen. Aber gut möglich, dass es weitergeht wie bei ähnlichen Projekten in England, Schweden oder Dänemark: Dort werden gezielt Artikel überarbeitet oder neue geschrieben. Bei uns könnte es dann auch das »Automobil« sein, das mancherorts ein »Auto«, ein »Outo« oder in Basel ein »Auti« ist und in der Mundartliteratur erstmals 1908 auftaucht.

ZEIT: Und was ist mit Begriffen aus der Jugendsprache: »easy«, »cringe« oder »Diggah«?

Landolt: Am Ende ist es auch eine Frage des eigenen Geschmacks, welche Wörter aufgenommen werden und welche nicht. Klar ist, dass es keine Eintagsfliegen sein dürfen. Wobei ich nicht behaupten kann, dass es nicht auch solche ins Idiotikon geschafft hätten.

ZEIT: Zum Beispiel?

Landolt: Spaghettiwalze.

ZEIT: Spaghettiwalze?

(Christoph Landolt steht auf, geht zu einem der vielen Bücherregale in seinem Büro, zieht einen Band des Idiotikons aus dem Regal und liest vor.)

Landolt: Lokomotivtypus Ge 4/4 der Rhätischen Bahn. »Spaghetti« bezieht sich auf die schmalspurigen Geleise, und die »Walze« ist die Lokomotive, die über diese Geleise rollt.

Das Gespräch führte
Sarah Jäggi

Abonnieren Sie hier den Newsletter der Schweiz-Redaktion: www.zeit.de/schweiz-newsletter



Foto: Philip Frowein für DIE ZEIT

»Am Bütschgi beißt man sich dann fest!«

Warum uns das Schweizerdeutsch egal ist – und gleichzeitig am Herzen liegt.
Ein Gespräch mit Christoph Landolt, dem Chefredaktor des größten Regionalwörterbuches im deutschsprachigen Raum.

Bereich von Kindergarten und Primarschule eine Auferstehung erlebt hat.
ZEIT: Dass der genuin schweizerische Wortschatz verarmt, ist das eine. Gleichzeitig boomt die Mundart: Jugendliche schreiben sich Nachrichten im Dialekt, letztes Jahr war ein Mundartroman für den Schweizer Buchpreis nominiert, und noch immer streitet man bei der Arbeit und im Freundeskreis darüber, wie man etwas richtig sagt.
Landolt: Ich bin mir nicht sicher, ob das ein Widerspruch ist oder aber die beiden Seiten derselben Medaille. Während sich unsere Sprache immer mehr dem Hochdeutschen anpasst und Anglismen unser Reden verändern, fasziniert uns das, was übrig bleibt von der Mundart.
ZEIT: Müsst man die Mundart also besser pflegen und fördern?
Landolt: Das wurde verschiedentlich versucht, zum Beispiel mit Mundartwörterbüchern und Dialektgrammatiken, die als »Wegweiser zur guten Mundart« deklariert wurden. Und auch ich ver-

Landolt: Spinat. Aber wenn jemand »sich prügle« sagt, sage ich: He, das heißt »schlegle«!

ZEIT: Sie sind Chefredaktor des größten Regionalwörterbuches im deutschsprachigen Raum. Seit mehr als 150 Jahren wird am Idiotikon gearbeitet, 16 Bände sind bereits erschienen, der letzte ist in Arbeit. Seit zehn Jahren arbeiten Sie am Buchstab »Z«. Ist das Ende bald in Sicht?

Landolt: Noch nicht! Wir sind etwa bei der Hälfte der Wörter, die wir im 17. Band beschreiben möchten. Wenn alles gut läuft, sollten wir in den 2030er-Jahren fertig werden.

ZEIT: 2031 erreichen Sie aber das Pensionsalter.

Landolt: Ich wäre dann schon pensioniert, ja, das stimmt. Wenn es möglich ist, würde ich aber gerne etwas länger arbeiten und das »Z« mit den Kolleginnen und Kollegen zum Abschluss bringen. Die Vorstellung, ein so langjähriges und großes Werk zu vollenden, berührt mich. Und ich fühle mich mit den gut 40 Redakteuren und Redaktorinnen, die in all den Jahren hier gearbeitet haben, auf eine